

Coming to terms with turns in rather „queer times“: Wozu dienen die cultural turns?

Mit dem Einzug poststrukturalistischer Theorien in die feministische Geschichtswissenschaft zeichnete sich nicht nur ein epistemologischer Wandel innerhalb der Theoriebildung ab, sondern es drohte auch eine politische Fragmentierung, denn ein weiterer Schritt in Richtung Entpolitisierung der Frauenforschung wurde befürchtet. Was heute fast selbstverständlich erscheint, mutete damals als eine radikale Verschiebung an: Der Weg von der Frauengeschichte, die ihren Erkenntnisgegenstand a priori zu kennen glaubte, hin zu einem Verständnis dieses Gegenstandes als eines diskursiv konstruierten und der Analyse von Geschlecht als Teil symbolischer, politischer und sozialer Ordnung. Unter dem nachhaltigen Einfluss des *linguistic turn* hat seither die Annahme der kulturellen Konstruktion von Geschlechterunterschieden innerhalb der Geschlechtergeschichte eine prominente (wenn auch nicht unumstrittene) Stellung eingenommen.

Seit dieser linguistischen Wende jagen sich in immer schnellerer Abfolge weitere sogenannte *cultural turns*. In ihrem Band beleuchtet die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick ausgewählte Wendungen – den *interpretive*, *performative*, *reflexivelliterary*, *postcolonial*, *translational*, *spatial* und den *iconic turn* – hinsichtlich ihrer operativen Zugänge und Konzepte sowie ihrer Analysekategorien. Kulturwissenschaftliche Forschungswendungen zeichnen sich, nach der Definition von Doris Bachmann-Medick, durch ihre Interdisziplinarität, aber auch durch ein eigenes, innovatives Vokabular aus, das neue analytische Perspektiven eröffnet. Von einem *turn* ist erst dann die Rede, wenn der Fokus der Forschung von der Gegenstandsebene neuartiger Untersuchungsfelder auf die Ebene von Analysekategorien und Konzepten umschlägt.

Die *Gender Studies* im Allgemeinen mögen einerseits als paradigmatische Disziplin für eine dynamische Aneignung derartig definierter Wendungen, aber auch ihrer systematischen Weiterentwicklung dienen. Andererseits drängt sich angesichts der Definition der Autorin die Frage auf, warum sie nicht auch von einem *gender turn* spricht. Wenngleich Doris Bachmann-Medick zu Recht behauptet, dass bei kulturwissenschaftlicher Theoriebildung noch immer eine Tendenz zur „Geschlechtsblindheit“ herrscht, muss dies zu Beginn des 21. Jahrhunderts zugleich relativiert werden, haben doch mittlerweile die im Umfeld der *Gender Studies* entstandenen, innovativen und wegweisenden Theoriebildungen und Untersuchungen andere Disziplinen bereichert, ebenso wie in diesem Prozess eigenständige Analysekategorien entstanden sind. Die Bedeutung, welche die Kategorie Geschlecht in den aktuellen Theoriedebatten einnimmt, hat einen langen historischen Vorlauf: Die akademische Frauenforschung der 1960er und 1970er Jahre thematisierte zunächst die gesellschaftliche Diskriminierung der Frauen und führte Geschlecht als Kategorie für die Analyse des gesellschaftlichen Lebens, sozialer Räume und der Teilhabe an der politischen Macht ebenso wie der Verteilung ökonomischer Ressourcen ein. Die Ansätze der 1980er und 1990er Jahre hinterfragten im Rückgriff

auf den Poststrukturalismus unter anderem die vermeintlich natürliche Zweigeschlechtlichkeit, die einem biologistischen Rahmen verhaftet blieb.

Die für die Kulturwissenschaften charakteristischen Grenzüberschreitungen und Neuorientierungen sollen hier beispielhaft an der *Queer Theory* aufgezeigt werden. Während die *Queer Studies* eigene Analysekategorien hervorgebracht haben, sind sie ebenso von anderen *turns* beeinflusst worden und können trotz ihrer eigenständigen Entwicklung als wichtiger Teil der Geschlechterforschung verstanden werden.⁷ Lange Zeit in ihrer epistemologischen Radikalität unbeachtet geblieben, hat sich die *Queer Theory* zumindest anfangs selbst von feministischen Theorien und deren heteronormativem (und folglich für eine Analyse von Sexualität ungeeigneten) Verständnis von Gender abgewandt. Während Judith Butler in „Gender Trouble“ bereits die Einsicht formuliert hatte, dass die Herausbildung einer geschlechtlichen Identität als „Effekt einer regulierenden Praxis“ – nämlich der „Zwangsheterosexualität“ – verstanden werden müsse und somit Geschlecht innerhalb einer „heterosexuellen Matrix“ hervorgebracht werde, hat sie in ihrem Essay „Critically Queer“ in „Bodies That Matter“ die Aufmerksamkeit auf die Kontingenz des Begriffes gelenkt und davor gewarnt, *queer* als fest umrissene Identitätskategorie aufzufassen oder zu verwenden.⁸ Ausgehend von der Annahme, dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität sich wechselseitig bedingen und stabilisieren, besteht eine der Hauptleistungen der *Queer Theory* in der Analyse der Heteronormativität als ein Machtregime, das „eine Matrix von hegemonialen und minoritären sozio-sexuellen Subjektpositionen“ produziert. Dabei fokussiert sie die Aufmerksamkeit vor allem auf Prozesse der Normalisierung als eines „site of social violence“.⁹

Seit den 1990er Jahren stellen die Theoretisierung divergierender Sexualitäten durch die *Queer Theory* und die Analyse von *race* und Ethnizität seitens der *Postcolonial Studies* und *Critical Race Theory* Entwicklungen innerhalb der kritischen Kulturtheorie dar, die für die *Gender Studies* eine wichtige Rolle spielen.¹⁰ Aus den wechselseitigen theoretischen Beeinflussungen und ‚re-writings‘ folgten (politische) Interventionen, wenn etwa danach gefragt wurde, welche Bedeutung es für Gesellschaften hat, dass diese sich über das System der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit organisieren. Erweitert um

7 Vgl. Andrea Maihofer, Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – modischer Trend oder bedeutender Perspektivenwechsel?, in: Peter Döge u. a. Hg., Schaustelle Gender: Aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, Bielefeld 2004, 11–28.

8 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, 63; dies., Körper von Gewicht, Berlin 1995, 293–319.

9 Vgl. David L. Eng, Judith Halberstam u. José Esteban Muñoz Hg., What’s Queer about Queer Studies Now?, *Social Text*, special issue, 84, 5 (2005); Sabine Hark, Queer Studies, in: Christina von Braun u. Inge Stephan Hg., *Gender@Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln/Weimar/Wien 2005, 285–303.

10 Vgl. Philipp Brian Harper, Anne McClintock, José Esteban Muñoz u. Trish Rosen Hg., Queer Transitions of Race, Nation, and Gender: An Introduction, in: *Social Text*, 52, 3 (1997), 1–4, 1.

die Kritik an den rassifizierten Vorstellungen eines universalisierten Heteropatriarchats betrifft dies unweigerlich auch Fragen von *citizenship*, Immigration, Terrorismus oder Neoliberalismus, die wiederum zu aktuellen Themen wie dem „war on terrorism“ unter George W. Bush führen. Jasbir Puar etwa thematisiert in ihrem Essay „Queer Times, Queer Assemblages“ die vergeschlechtlichten, rassifizierten, sexualisierten und nationalisierten Diskurse des „counterterrorism“ unter der Bush-Regierung und macht deutlich, wie sehr diese durchzogen sind von einer Produktion von „patriot bodies that cohere against and through queer terrorist corporealities“.¹¹ Sie analysiert die Diskurse der *queerness* auf ihre fragwürdigen Konzeptualisierungen von „queer corporealities“, die vor diesem Hintergrund vor allem über Vorstellungen „muslimischer Sexualitäten“ entstehen und letztlich einem Diskurs des amerikanischen Exzeptionalismus dienen. Als Bilder von Folterskandalen in Abu Ghraib um die Welt gingen, wurde deutlich, dass Sexualität in der geopolitischen Produktion des amerikanischen Exzeptionalismus eine prominente Rolle spielt. Innerhalb der amerikanischen *gay*-Presse wurden die Vorfälle der zu ‚homosexuellen Handlungen‘ gezwungenen Inhaftierten, so eine der Interpretationsweisen, als schlagender Beweis für die Homophobie innerhalb der US-amerikanischen Streitkräfte gewertet – ohne allerdings den damit verknüpften Rassismus zu beachten. Problematischer aber, so Jasbir Puar, war deren Begründung für die Wirksamkeit der sexuellen Folter: der tabuisierte, ungesetzliche und verleugnete Status der Homosexualität im Irak und dem Nahen Osten, auf dem das amerikanische Folterregime basierte, und die damit implizierten stereotypen Vorstellungen einer (in sich undifferenzierten) arabischen/muslimischen/islamischen kulturellen Differenz – oder anders ausgedrückt: einer hier in spezifischer Weise „orientalisierten“ Vorstellung „muslimischer Sexualität“. Durch die homogenisierende Repräsentation einer muslimischen sexuellen Unterdrückung der Homosexualität wurde die USA im Gegenzug als frei von solchen Zwängen und als „tolerant“ stilisiert. Der Orient symbolisiert in derartigen Vorstellungen einen Raum der Unterdrückung und Perversion. Als stark verkürztes Beispiel deutet dies auf eine Möglichkeit hin, wie *queere* Ansätze – auch über die Aneignung und Ausdifferenzierung der Konzepte verschiedener *turns* (bei Jasbir Puar unter anderem die *Postcolonial Theory* und der Orientalismus) – zu aktuellen gesellschaftspolitischen Prozessen Stellung nehmen. Wenn Doris Bachmann-Medick den Durchbruch des *postcolonial turns* in den Kulturwissenschaften in seiner „grundsätzlichen Kritik an der modernen Wissensordnung und am universalisierenden Herrschaftsdiskurs des westlichen Rationalismus“ sieht, so kann man frappante Ähnlichkeiten zu den im Umfeld der *Gender Studies* stehenden Ansätzen erkennen: Eine grundsätzliche Kritik an dem universalisierenden – und patriarchalen – Herrschaftsdiskurs äußert sich vor allem darin, wie die Beziehung zwischen Wissens- und Geschlechtsordnung unter dem Zeichen der Dichotomie Natur/Kultur oder Geist/Körper oder eben auch Frau/

¹¹ Jasbir K. Puar, *Queer Times, Queer Assemblages*, in: Eng/Halberstam/Muñoz, *Queer*, wie Anm. 9, 121–140, 121.

Mann stand und steht. Beide, die *Gender* und *Postcolonial Studies*, beleuchten die diskursprägende Gewalt hegemonialer Kulturen, beide haben Analysekategorien entwickelt, mit denen die oftmals problematische Konstruktion des ‚Anderen‘ untersucht werden kann. Wäre es also in diesem Sinne – wenn man schon von *turns* spricht – nicht gerechtfertigt, von einem *gender turn* auszugehen?

„The war on terror“, schreibt Jasbir Puar, „is an assemblage hooked into an array of enduring modernist paradigms (civilizing teleologies, orientalisms, xenophobia, militarization, border anxieties) and postmodern eruptions (suicide bombers, biometric surveillance strategies, emergent corporealities, counterterrorism gone overboard).“ „Queer times“, führt sie weiter aus, bedürften umso *queerer* Analyseinstrumentarien.¹² Die direkte Kulturbegegnung und interkulturelle Auseinandersetzung, so betont Doris Bachmann-Medick in ihrem Buch, wird immer mehr zum Ausgangspunkt für die Entwicklung kulturwissenschaftlicher Theorieansätze und Forschungsperspektiven. Beim Zusammenwirken der Kulturwissenschaften mit außeruniversitären gesellschaftlichen Prozessen und Akteuren ist auch die Geschlechtergeschichte in „queeren Zeiten“ aufgerufen, diese Herausforderung anzunehmen. Auf das Beispiel des ‚Terrorismus‘ bezogen, könnte das etwa bedeuten, die oftmals homogenisierenden und auf ein postmodernes Phänomen reduzierten Repräsentationen kritisch zu hinterfragen und den Kontinuitäten und Unterschieden in historisch vielfältigen Oppositions- und ‚Terrorgruppen‘ nachzugehen: Worin besteht etwa der Unterschied zwischen der Opposition und den Gewaltformen der *Rote Armee Fraktion* oder der *Roten Brigaden* der 1970er Jahre im Vergleich zu heutigen Bewegungen? Und haben Frauen in diesen Bewegungen deshalb zugleich Faszination und Irritation ausgelöst, weil ‚Terror‘ historisch männlich konnotiert war? Auf der Grundlage historischer Forschung muss aber auch allgemein danach gefragt werden, wer zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen sozialen Beziehungen und Machtverhältnissen zur Gesellschaft gehört. Wer wird außerhalb gesellschaftlicher Normen und Normativität verortet? Wie hängen diese Normen und Normativitäten mit Vorstellungen heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit zusammen? Wie verändern sich kolonialistische und orientalistische Imaginationen und welche Auswirkungen haben sie auf gegenwärtige Gesellschaften? Dies sind nur einige Fragen, die ohne einen Blick auf die Konkretheit kultureller Ausprägungen, einer Aufmerksamkeit für die Komplexität sozialer Wirklichkeiten und das widerspenstige Partikulare in Vergangenheit und Gegenwart kaum beantwortet werden können. Die *cultural turns* im Sinne eines kritischen Instrumentariums erweisen sich dabei als unverzichtbar.

Barbara Lüthi, Basel